

## Der Nominativ und seine Funktion als Subjektskasus im Lichte moderner Sprachtheorien

Von GUY SERBAT, Paris<sup>1)</sup>

Morphologisch gesehen ist der Nominativ (N), im Paradigma des Substantivs oder des Adjektivs, durch die spezifische Endung *-s* oder  $\emptyset$  (Null) gekennzeichnet — z. B. *dominu-s, rex (reg-s)*, oder *consul* $\emptyset$ . Hier hat man das Recht, von einem Nullmorphem zu reden (ein zwar oft mißbrauchter Begriff!), denn, z. B. in der Opposition *consul / consulem*, nimmt  $\emptyset$  die Rolle von *-s* in *urbs / urbem* ein. Das den Kasus Bezeichnende (signifiant) ist „null“, aber das Bezeichnete (signifié) ist „N“. Bekanntlich hat der Slavist André Vaillant in dieser formalen Dualität<sup>2)</sup> (gestützt auf die Homophonie von N und Akkusativ in den Neutra) die Möglichkeit einer Vermengung aufspüren wollen, nämlich 1. zwischen einem früheren indogermanischen Ergativ, das heißt einem aktiven Agens (Endung *-s*, die man in Zusammenhang bringen muß mit den Kasusformen *-es / -os / -s* des Genitiv-Ablativs) und 2. einem früheren Passivsubjekt mit Kasusendung Null<sup>3)</sup>.

Man könnte diese vorgeschichtlichen Spekulationen, die an sich interessant sind, als nebensächlich für eine synchrone Studie der lateinischen Syntax betrachten. Es ist jedoch von großer Bedeutung, daß der N als einziger von allen Kasus in mehreren Flexionsklassen eine Kasusendung null aufweist, sich also auf den Stamm selbst beschränkt. (Wir klammern den Vokativ aus, der funktionell in Opposition zu allen anderen Kasus steht; er ist kein Bestandteil des Satzes und kann nur in bezug auf die Gesprächsbedingungen definiert werden.)

Der formalen Sonderstellung des Nominativs entspricht eine funktionelle. Man kann nämlich in einem ersten Ansatz behaupten, daß alle anderen Kasus in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen: man spricht z. B. von einem *adnominalen* Genetiv, einem *finalen* Dativ, einem *Objekts*-Akkusativ. Bei allen ist eine Größe gefordert,

---

<sup>1)</sup> Als Vortrag gehalten am 24. 6. 80 im Seminar für Vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Gießen. Für Mithilfe bei der Redaktion des deutschen Textes danke ich Frau Prof. Mady Delvaux (Luxemburg), Prof. Hiersche und M. Job MA (beide Gießen).

<sup>2)</sup> André Vaillant, *B.S.L.* 36, 1936, 93–108.

<sup>3)</sup> Zuletzt darüber Jean Haudry, *L'indo-européen*, in: „Que sais-je?“ Nr. 1798, Paris 1979, S. 98.

die sie in der syntaktischen Hierarchie beherrscht. Allein können sie nicht gebraucht werden<sup>4</sup>). Dagegen kann der Nominativ außerhalb jedes Intonationsmusters (im Unterschied zum Vokativ) oder jedes syntaktischen Musters (in Unterschied zu den übrigen Kasus) gebraucht werden. Wie das ihm seit der Antike anhaftende Etikett, „*Nominativus*“ „*Casus nominandi*“ (Varro) es aussagt, ist er die einzige Substantivform, welche zur einfachen Benennung gebraucht wird. Die Grammatiken liefern viele Beispiele dieser Verwendung in Titeln, Anschriften, in Grabinschriften usw.<sup>5</sup>). Der N ist wirklich der „*cas-pancarte*“ („Plakat-Kasus“), wie Jean Collart ihn mit einem bildlichen Ausdruck benennt.

Aus diesem Grunde steht auch der N, wenn ein Wort aus seinem Kontext herausgenommen wird, so wie wir Anführungszeichen setzen. Trotz der sehr starken Tendenz des Lateins, die Rektion allgemein durchzuführen — ich erinnere an den gebräuchlichen Ausdruck *ignem clamare* („Feuer“ rufen) oder, bei Vergil, in *Formosam resonare doces Amaryllida silvas* „Du lehrst die Wälder im Echo zu wiederholen: „Schöne Amaryllis!““ (jedenfalls ziehe ich diese Interpretation vor; es fällt mir schwer, in *formosam Amaryllida* einen elliptischen A. c. I. zu sehen) — also, trotz der Tendenz, die Rektion zu verallgemeinern, sagt das Latein mit dem Jüngeren Plinius: *cum dico princeps*: „wenn ich das Wort ‚princeps‘ ausspreche“.

Ebenso, wenn das Nomen außerhalb des syntaktischen Satzgebäudes steht, im „*Nominativus pendens*“, oder in Appositionen, findet man den N, wie z. B. in der berühmten archaischen Inschrift *Luciom Scipionem, filios Barbati* . . . oder noch, in einem impressionistischen Stil, wie bei Cicero, Sest. 74: *clamor senatus, querelae, preces* . . . Diese Konstruktionen berechtigen also zur Frage vieler alter Grammatiker, ob der N überhaupt ein Kasus sei (sogar heute noch behauptet De Groot, er sei ohne Kasusbedeutung)<sup>6</sup>). Die Sonderstellung des N erklärt, warum die Griechen ihn *ὀρθὴ πρῶσις* (*casus rectus*) genannt hatten, wodurch er in Opposition stand zu allen anderen Kasus, die *πλάγιοι* (*obliqui*) hießen. Die mythischen „Onomatopheten“ haben den Dingen ihre Namen im *casus rectus* gegeben, in der Kasusform, die senkrecht aus der Vorstellung fällt (*cadit* / *casus*), wie die Stoiker es sagten (cf. Varro, L. L. 8, 4).

<sup>4</sup>) Der Akkusativ des Ausrufs ist nicht „selbständig“, cf. Hélène Vairel, *Exclamation, ordre et défense*, Paris 1975.

<sup>5</sup>) Cf. z. B. Ernout-Thomas, *Syntaxe latine*, §§ 14–16.

<sup>6</sup>) De Groot, *Classification of cases and uses of cases*, in: For R. Jakobson, Den Haag 1956, 187–194.

Wenn wir von diesen dichterischen Hypothesen absehen, so ist der wichtige Punkt, den wir sofort ganz deutlich herausstreichen müssen, folgender: Die Nominalform, welche zur einfachen Benennung der Dinge gebraucht wird, außerhalb eines jeglichen Satzes, also außerhalb jeder syntaktischen Verbindung, dient ebenfalls dazu, um das, was man Subjekt nennt, zu kennzeichnen. Ich wiederhole: „Was man Subjekt nennt“; für meinen Teil würde ich es vorziehen, von einer „Subjektfunktion“ zu sprechen, aber ich werde später auf diesen Punkt zurückkommen, nach einem Überblick über einige moderne Theorien.

Es sind Theorien, die von verschiedenen Saussure-Schülern aufgestellt wurden, von dem Dänen L. Hjelmslev, dem Russen R. Jakobson, dem Franzosen L. Tesnière und seinen deutschen Nachfolgern, von A. Martinet und seiner Schule, von jungen Generativisten wie Fillmore.

Nach diesem Überblick werden wir ohne Zweifel einem jungen französischen Linguisten zustimmen, der kürzlich schrieb: „Wenige Begriffe bereiten so große Verlegenheit wie derjenige des Subjekts“<sup>7)</sup>.

L. Hjelmslev: L. H. ist bekanntlich der Gründer der Kopenhagener Schule. Er wird als einer der konsequentesten Strukturalisten in der Nachfolge von Saussure angesehen. Sein Verhalten ist für uns um so interessanter, als er zwei Bücher über „La catégorie des cas“ geschrieben hat<sup>8)</sup>.

Getreu den Prinzipien von Saussure betrachtet Hjelmslev 1. die Kasusendung als ein sprachliches Zeichen; wie bei jedem Zeichen wird ein Bezeichnendes (signifiant) mit einem Bezeichneten (signifié) in Verbindung gebracht. Es handelt sich jetzt darum, das „signifié“ zu identifizieren. 2. Dieses „signifié“ kann nur nach Saussure innerhalb des Oppositionssystems, zu welchem es gehört, erfaßt werden.

Wie wendet Hjelmslev diese fundamentalen Prinzipien an? Nach seiner Auffassung läßt sich jedes kasuell Bezeichnete auf eine abstrakte Vorstellung von „Richtung“ zurückführen. Es ist dies eine sehr alte Theorie, die Hjelmslev jedoch auffrischen und ergänzen will. Schon im 14. Jh. hat Maximos Planudes die „beste Theorie der griechischen Kasus, die je aufgestellt wurde, formuliert“<sup>9)</sup>.

<sup>7)</sup> Claude Hagège, *La Linguistique* Bd. 14, 1978, S. 3.

<sup>8)</sup> Louis Hjelmslev, *La catégorie des cas*, 2 Bde., 1935 u. 1937. Neudruck in einem Bd., München 1972. Über die Kasustheorie von L. Hjelmslev cf. Guy Serbat, in: *L'information grammaticale* 1, 1979.

<sup>9)</sup> Id. I S. 12.

Diese Theorie läßt sich in einem sehr einfachen Schema zusammenfassen:

	+	0	—
Abhängigkeit	A	D	G
Unabhängigkeit		N	

In der ersten Zeile „Abhängigkeit“ drückt der A positiv die Idee der Richtung aus; ihm gegenüber ist der G der negative Pol; zwischen den beiden stellt der Dativ eine Ruheposition dar.

Anfang des 19. Jhs. ist es Fr. Wüllner, einem Schüler Bopps, gelungen, Planudes' lokalistische Theorie auf das Lateinische anzuwenden<sup>10</sup>). Jedoch, wohin mit dem Ablativ? Wüllners elegante Lösung, die Hjelmslev sehr lobt, besteht darin, im Ablativ drei Dativvarianten zu sehen<sup>11</sup>). In der Tat kann die „Ruhestellung“, die der griechische Dativ ausdrückt, dreifach interpretiert werden:

- als eine echte (authentische?) Untätigkeit: also ein Lokativ;
- als ein Komitativ: mit diesem wird ausgedrückt, daß A in Begleitung von B ist; die Situation kann folgendermaßen dargestellt werden:  $A \rightleftharpoons B$ , wo die entgegengesetzten Vektoren sich neutralisieren;
- schließlich als Ablativ im wahren Sinne; nun aber besitzt der Ablativ gleichzeitig die Zeichen + und — in bezug auf das Richtungskonzept: er ist negativ in *Roma proficisci*, er ist jedoch positiv in *Quo perventum est?*

Unserer Meinung nach ist die Behauptung, *quo* sei formal ein Ablativ, gewagt. Und sogar wenn *quo* ein Ablativ wäre, inwiefern würde sein +Zeichen (wohin?) das —Zeichen von *Roma proficisci* aufheben? Der Ablativ wäre also, je nach den Ausdrücken, entweder + oder —, niemals aber null.

Hjelmslev bedauert, daß weder Planudes noch Wüllner den N als Kasus betrachten<sup>12</sup>); sie haben ihn außerhalb des Dependenznetzes gelassen. Das sei ein Irrtum; der N habe eine „Bedeutung“ — übrigens eine semantische Charakterisierung — zwar eine vage und ungenaue Bedeutung, aber eine Bedeutung, die übrigens leicht in das Kasussystem einzufügen sei:

<sup>10</sup>) Fr. Wüllner, Die Bedeutung der sprachlichen Casus und Modi, Münster 1827.

<sup>11</sup>) Op. cit. I S. 38–39.

<sup>12</sup>) Hjelmslev, Catégorie . . . S. 43.

— als Kasus des Subjekts drücke der N die Entfernung aus; er sei also negativ;

— als Kasus des Prädikats drücke der N die Annäherung aus; er sei also positiv.

Auf einigen Seiten untersucht Hjelmslev<sup>13)</sup> Sätze wie *Rosa est pulchra* oder russisch *roza krasiva*. Es ist seiner Meinung nach naiv, sich auf die Kongruenz zu berufen. Die Kasusbedeutung muß herausgeschält werden, indem man sowohl die Endung *-a* von *pulchra* als auch die Endung *-a* von *rosa* berücksichtigt. Auf diese Weise erhält man auch für den N zwei entgegengesetzte Zeichen, die sich aufheben. Infolgedessen ist auch der N ein neutralisierter Kasus in bezug auf die fundamentale Richtungsvorstellung.

Eine der Schwierigkeiten, die von diesem Vorgehen aufgeworfen werden, besteht darin, daß die neutralisierten Kasus sich mehren. Weil das System notwendigerweise von einem klar als positiv (oder negativ) gekennzeichneten Kasus ausgeht, werden alle anderen Kasus — außer der Apposition — am Ende irgendwie neutralisiert. Wie also können sie voneinander unterschieden werden? Wir erfahren nicht, wie Hjelmslev im Lateinischen oder Russischen vorgeht, da er es vorgezogen hat, die Kasussysteme einiger kaukasischer Sprachen zu beschreiben.

Jedoch stößt die Theorie des Kopenhagener Meisters auf einen wesentlichen Einwand: Wenn man in einem Syntagma, z. B. Substantiv und Adjektiv, nicht mehr von der grammatischen Kongruenz reden kann (von diesem Mechanismus, der auf eine sehr auffällige, sogar überflüssige Weise die Existenz des Syntagmas als solches signalisieren soll), muß man ständig dem regierenden Nomen ein —Zeichen beifügen und der regierten Größe ein +Zeichen. Nehmen wir *urbem pulchram*: in *urbem* ist der A —, dagegen ist er + in *pulchram*; er ist also auch neutralisiert. Außerdem wird *urbem* + als Objekt . . . Das Problem ist unlösbar.

Ein letzter Einwand: die Bedeutung eines Kasus mit Begriffen wie „Richtung auf, Entfernung, Ruhestellung“ definieren (sie endlich auf die berühmten Ortsfragen beschränken) heißt eine völlig semantische Interpretation geben und jede syntaktische Erklärung ablehnen. Ich weiß, daß dieser Einwand für Hjelmslev ohne Bedeutung ist, da er den Satz zur „parole“ zählt und nicht zur „langue“. Wir teilen diese Meinung nicht und werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

<sup>13)</sup> Ibid. S. 52–54.

Hjelmslevs Theorie muß abgelehnt werden, nicht nur, weil sie ungenau und nicht operational ist, sondern in erster Linie, weil sie ausschließlich semantischer Natur ist und die syntaktischen Fakten nicht berücksichtigt.

Ch. Fillmore: Eine weitere semantische Kasustheorie — die sich auch entschieden als solche bekennt — ist die des Amerikaners Fillmore, eines Schülers Chomskys, aber des semantisierenden Astes des Chomskyschen Baumes.

Fillmore hat ein bekanntes Buch herausgegeben: *The case for case*<sup>14</sup>). Er hat vor, die traditionellen Methoden der generativen Transformationsgrammatik so auszurichten, daß er die tiefste Schicht („deepest level“) der Tiefenstruktur erreichen kann<sup>15</sup>). Sein Ziel ist, die universale zugrundeliegende Menge der „case-like“-Verbindungen zu beschreiben.

Er stellt zuerst fest, daß die Verbindung des Subjekts mit seinem Kontext sehr verschieden interpretierbar ist. Das Subjekt ist Agens in *miles currit*, jedoch Patiens in *miles vulneratur*, Empfänger in *miles accipit praemium*. Die meisten Linguisten versuchen diese Vielfalt von Bedeutungen, die aus dem Kontext entstehen, zu eliminieren. Fillmore dagegen sucht hier den Ausgangspunkt seines Tiefensystems.

Jedes Substantiv, so behauptet er, muß ein Etikett erhalten („label“), das es als „Agentiv“, „Instrumental“, „Dativ“, „Faktiv“, „Lokativ“, „Objektiv“ bezeichnet, denen wahrscheinlich noch einige andere hinzuzufügen sind<sup>16</sup>). Jedes Substantiv muß dann in der Tiefenstruktur so geschrieben werden: K + NG (= Nominalgruppe), wobei K „kasuelles Etikett (label)“ ist; z.B. *John* als Bezeichnung für einen Menschen ist fundamental „Agens“; somit erhält man *by John* (K = *by*). In dem Oberflächensatz *John opened the door* ist der Agens *by John* zum Oberflächensubjekt erhoben worden. Er wurde an den Anfang des Satzes gestellt und verlor dabei das Etikett *by*.

Ein zweites Beispiel: *Chicago* ist seiner Natur nach L, also *in Chicago*. Indem es zum Subjekt des Oberflächensatzes wird, wird sein Etikett aufgehoben. So schafft die Sprache Oberflächensubjekte durch das „Beförderungsverfahren“ („promotion“).

<sup>14</sup>) *The case for case*, in: Bach and Harms, *Universals in Linguistic Theory*, 1968 (deutsche Übersetzung: *Kasustheorie*, hg. von W. Abraham. S. darin das Vorwort zur späteren Selbsteinschätzung Fillmores. 2. Aufl. 1977).

<sup>15</sup>) Id. S. 88.

<sup>16</sup>) Id. 24f. bzw. 32.

Das Kasusetikett wird also einem Substantiv ausschließlich wegen seines lexikalischen Inhalts aufgedrängt. Für *John* oder für *Chicago* ergeben sich die Etikette von selbst. Aber welche „labels“ sollen abstrakte Substantive bekommen? Hierüber sagt Fillmore uns nichts. Welches „label“ erhält z. B. *Mut* in Sätzen wie: *Mut verlangt manchmal eine gewisse Sorglosigkeit; Ich bewundere seinen Mut; Er ist nicht ohne Mut*. Wenn man versucht, jeder Größe, die wie die meisten alle syntaktischen Positionen einnehmen kann, ein spezifisches Etikett zuzuschreiben, riskiert man dann nicht, in einem lexikalischen Meer unterzugehen?

Für Fillmore ist *Kiesel* „Instrumental“ (seiner Natur nach). Wenn *Kiesel* zum Subjekt (der Oberfläche) wird, so geschieht es durch „Promotion“ und Auslösen seines K-Zeichens. Sei's drum! Aber um einen lokativischen Gebrauch (*Es ist Schwefel in diesem Kiesel*), einen soziativischen (*Er geht mit einem Kiesel in seiner Tasche spazieren*), einen dativischen (*Dieser Mineraloge opfert seine ganze Freizeit den Kieseln*) zu erklären, welche komplizierte Vorgänge — die übrigens ad hoc erfunden sind — müssen hier ausgeklügelt werden!

Fillmore gibt uns darüber keine Auskunft und zieht keine Schlußfolgerung aus dem wichtigen Faktum, daß sein „Instrumental“ *Kiesel* eine ganze Reihe von syntaktischen Funktionen einnehmen kann, genau wie der „Agentiv“ *John* oder der „Objektiv“ *Tür*.

Neben der Generierung eines Oberflächensubjekts durch „Promotion“ gibt es, so Fillmore, ein solches durch „Kopierung“, d. i. „Wiederholung“. Nehmen wir einen Satz wie: *It is true that John likes Mary*. Er vermutet in der Tiefenstruktur:

That John likes Mary is true that John likes Mary.  
1 2

Von hier aus kann man

— entweder den zweiten Nebensatz tilgen, und man erhält

That John likes Mary is true.  
1

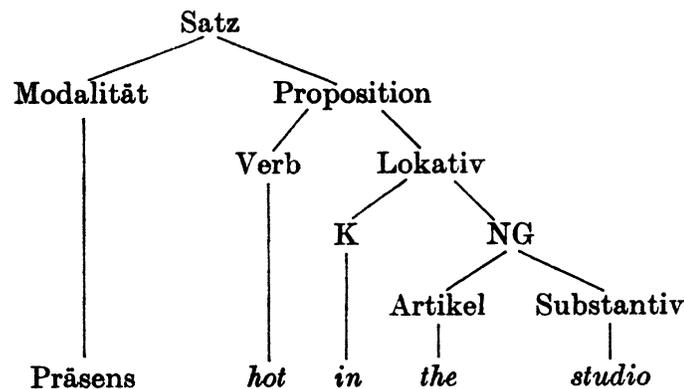
— oder den ersten Nebensatz tilgen, aber er muß dann durch die „Pro-form“ *it* ersetzt werden; dann haben wir:

*It is true* that John likes Mary.  
1 2

(Man könnte sich fragen, ob *it* hier wirklich *that John likes Mary* ersetzt. Ich für meinen Teil glaube es nicht.) Aber die unnütze Ver-

wirung der Fillmoreschen Analyse, ihre Willkür und manchmal ihre Irrtümer werden durch ein anderes Beispiel bewiesen, das Fillmore anführt, um die Schöpfung eines Subjekts durch Wiederholung zu illustrieren.

Nehmen wir an, ich möchte diesen Gedanken ausdrücken: *It, is hot in the studio*. *Studio* ist seiner Bedeutung nach ein „Lokativ“, wird also geschrieben *K + Studio*, also *in the studio*. In der Tiefenstruktur kann der Satz wie folgt dargestellt werden:

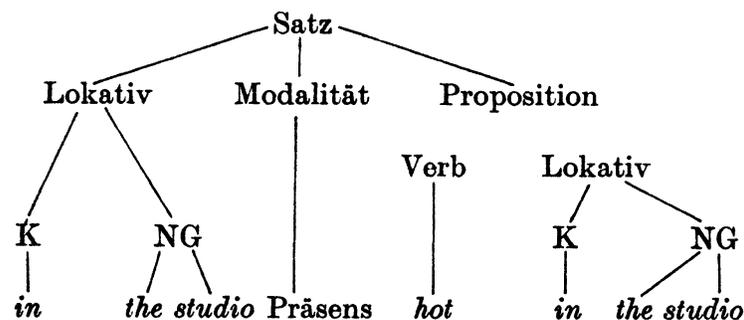


Durch Promotionsverfahren würde man erhalten:

*the studio is hot*

(mit Tilgung der Subjektspräposition *in*, vgl. l. c. 42f.)

Das Repetitionsverfahren ergibt eine Zwischentappe, die so aussieht:



Der erste „Lokativ“ wird getilgt und durch die sogenannte „Proform“ *it* ersetzt; so erhält man: *It is hot in the studio*. Hier wandern wir im Wunderlande! In dem unpersönlichen Ausdruck *it is hot* hat *it* gar keine Möglichkeit, die „Proform“ des lokativi-schen Syntagmas *in the studio* zu sein!

Wir bedauern auch, daß Fillmores Theorie enorme Lücken offenläßt. Er selbst gibt zu, daß er, unter anderem, einen einfachen Satz wie *A ist B* nicht erklärt.

Aber der Haupteinwand besteht darin, daß sein System ganz semantisch ist, da der lexikalische Inhalt eines Substantivs sein Kasuszeichen (*case-label*) bestimmt. Fillmores „Syntax“ weist — mit einigen anderen — den erstaunlichen Zug auf, daß sie die eigentlichen syntaktischen Erscheinungen vernachlässigt. Denn die Syntax beginnt erst in dem Moment, wo der „Tiefen-Instrumentalis“ *Kiesel* im Satz die syntaktische Stellung des Subjekts, Objekts usw. besetzt. Es sind diese syntaktischen Stellungen und nicht ihre willkürlich angenommene Vorgeschichte, die analysiert werden müßten.

Aus Zeitmangel können wir nicht in gebührender Weise die Systeme untersuchen, welche von anderen bedeutenden Linguisten vorgeschlagen wurden, wie De Groot<sup>17)</sup> oder Roman Jakobson, die der „Prager Schule“ angehören. Im Jahre 1936 hat R. Jakobson seinen berühmten Beitrag<sup>18)</sup> veröffentlicht, worin er von der russischen Sprache ausgeht. Jakobson ordnet die acht Kasus des Russischen (acht und nicht sechs, wie gewöhnlich angenommen wird) nach den strengen binären Gegensätzen der Prager Phonologie: 4 + 4, dann in jedem Viereck vertikale und horizontale Oppositionen. Der Nominativ, den er durch einen Punkt (·) symbolisiert, stellt die einfache Projektion des Dinges auf der lautlichen Ebene dar. Diese Definition gilt für Anschriften und Titel — die keinen Satz enthalten! —, aber zu ihrem großen Nachteil sagt sie nichts aus über die Verbindung, die zwischen dem N und dem Prädikat des gewöhnlichen Satzes besteht.

Es bliebe auch noch viel zu sagen im Zusammenhang mit rezenten funktionalistischen Untersuchungen, mit der Analyse des Satzes in „Thema“ und „Rhema“, über Jakobsons Auffassung, im N „das Ding“, das „Objekt“ der Aussage zu sehen, oder sogar — hier übernimmt er wortwörtlich einen Ausdruck von Husserl — „den Helden“ der Aussage<sup>19)</sup>.

<sup>17)</sup> De Groot, cf. n. 5, Classification of the uses of a case illustrated on the genitive in Latin, in: *Lingua* 6, 1956, 8–65.

<sup>18)</sup> R. Jakobson, Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre: Gesamtbedeutungen der russischen Kasus, in: *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 6, 1936, 240–288.

<sup>19)</sup> Id. S. 251.

Jakobson riskiert sogar, wenn man so sagen darf, eine Art semantischen „Ausrutschers“, indem er schreibt, die Hauptbedeutung des N bestehe darin, Subjekt eines aktiven transitiven Verbs zu sein. Wohin dann mit den anderen Gebrauchsmöglichkeiten, als Subjekt eines intransitiven Aktivs oder Passivs? Und sogar in diesem privilegierten Gebrauch mit einem aktiven Verb, welcher Art ist die Verbindung selbst, die zwischen dem N und dem Verb besteht?

Lucien Tesnière, Heinz Happ: Eine andere strukturalistische Tendenz verdient hier erwähnt zu werden, sowohl wegen der Originalität und der Strenge der Theorien, die von ihrem Gründer Lucien Tesnière<sup>20</sup>) aufgestellt wurden, als auch wegen des beträchtlichen Einflusses, den diese Richtung heute in Deutschland unter dem Namen „Dependenzgrammatik“ kennt. Was das Latein betrifft, ist die bedeutendste Arbeit ohne Zweifel die H. Happs: *Grundfragen einer Dependenzgrammatik des Lateinischen*, Göttingen 1976. Viel wäre zu sagen über dieses Buch; es ist gewaltig, vielleicht jedoch in seiner philologischen Durcharbeitung ungenügend<sup>21</sup>). Ich werde mich natürlich auf den Teil beschränken, der die Rolle des N betrifft.

Für die deutschen Dependenzgrammatiker bestimmt das Verb wie bei L. Tesnière die ganze syntaktische Organisation des Satzes, den „Satzbauplan“. (Hier sind wir genau am Gegenpol von Fillmore; für diesen bestimmt das kasuelle „framework“ die Wahl des Verbs. Wenn ich z.B. an drei Vorstellungen wie „Agentiv“, „Objektiv“, „Dativ“ denke, so verlangt dieser kasuelle Rahmen ein Verb wie *geben, sagen* oder *schicken*.) Für Tesnière bestimmt also das Verb den Satzbauplan, und dies wegen seiner „Valenz“; die Valenz wird durch die Zahl der Ergänzungen definiert, welche das Verb verlangt. *Geben* z.B. verlangt drei Ergänzungen, die Tesnière nach einer Metapher aus der Welt des Theaters „Actanten“ nennt (manchmal übersetzt durch „Mitspieler“). Diese „Actanten“ erhalten einfache Nummern (erster, zweiter, dritter „Actant“, das ist nach üblicher Terminologie: „Subjekt, Objekt, Dativ . . .“). Daß Happ die beträchtliche Zahl von sechs oder gar sieben „Actanten“ (Ergänzungen) erreicht — ohne die freien Angaben zu erwähnen, die Umstandsbestimmungen, die nicht zur Valenz des Verbs gehören —, hat für unseren Vortrag keine Bedeutung, da der Actant-Subjekt

<sup>20</sup>) L. Tesnière, *Eléments de syntaxe structurale*, 2. Ausg., Paris 1969.

<sup>21</sup>) Cf. die Rezensionen von H. Happ, *Grundfragen . . .*: *Rev. des Etudes Latines* 56, 1978, S. 107–108 (Guy Serbat); *L'information grammaticale* 2, 1979, S. 62 (Joël Tamine).

(E1 = Ergänzung 1, bei Happ) immer ausgedrückt wird. Hier einige Beispiele:

*laufen* verlangt eine einzige Ergänzung (E1-Subjekt); es ist „monovalent“;

*erwarten* verlangt zwei Ergänzungen (E1, E2); es ist „bivalent“;

*schicken* kann drei Ergänzungen aufweisen; es ist also „trivalent“, usw.

Wie der Germanist Jean Fourquet treffend bemerkt, kann Tesnières Konzept des Satzes durch einen Schlüsselbund dargestellt werden. Oben befindet sich der Ring — das Verb —, das Zentrum des Ganzen, welches in einem Bündel die nominalen Ergänzungen verbindet. Diese Ergänzungen „hängen unter“ dem Verb, sie „dependieren“ von ihm; daher der Name „Dependenzgrammatik“.

Der prinzipielle Einwand, den man gegen die Theorie oft macht, ist, daß sie dem Nominativ-Subjekt den hierarchisch gleichen Rang verleiht wie den anderen Ergänzungen, den Rang der direkten Unterordnung unter das Verb. In unseren Sprachen jedoch besteht ein wichtiger Unterschied zwischen dem „prime actant“ (E1) und den anderen Ergänzungen: nämlich das Verb richtet sich nach dem Subjekt allein. Tesnière weigert sich, dem Subjekt die Vorrangstellung einzuräumen, die ihm die grammatische Kongruenz zu geben scheint. Bei ihm hat der N den gleichen Status wie die anderen Ergänzungen, alle sind „gleichberechtigt“. Diese Gleichberechtigung stößt jedoch auf große Schwierigkeiten: die erste Ergänzung, im Gegensatz zu den andern, kann nie fehlen. Nehmen wir den banalen Satz: *Paul ißt einen Braten im Gasthof mit seinen Freunden*. Man kann in diesem Satz alles tilgen, außer *ißt* und *Paul*. Darf man einen immer vorliegenden Bestandteil für untergeordnet erklären? In dem reduzierten Satz *Paul ißt* kann man weder *Paul* noch *ißt* beiseite lassen. Mit gesundem Menschenverstand könnte man also behaupten, daß die beiden Größen interdependent sind oder daß sie in einer Beziehung der gegenseitigen Bedingung stehen.

H. Happ wendet gegen diese Analyse ein, daß andere nominale Bestandteile unabkömmlich sein können; z.B. *seinen Freund* im Satz: *Paul erwartet seinen Freund*. Er hat recht, aber diese Bemerkung ändert nichts an der Stellung des Subjekts; denn das Objekt E2, *seinen Freund*, verlangt die vorherige Existenz von E1 + Verb. Wenn man sagt, daß das Subjekt unabkömmlich als erster nominaler Bestandteil ist, so will das nicht bedeuten, daß das Prädikat sich auf die alleinige Verbform beschränkt.

Glotta, LIX, 1/2

Somit sind wir also auf die binäre Satzanalyse zurückgekommen, die Tesnière mit aller Energie verurteilt. Aber mit welchen Argumenten? Er beschränkt sich darauf, in einigen Zeilen zu behaupten, dies sei aristotelische Logik und keine Linguistik. Aristoteles oder nicht, die grammatische Kongruenz, die notwendige Anwesenheit des Subjekts sind linguistische, nicht logische Gegebenheiten. (Nebenbei bemerkt, gibt es etwas Unlogischeres, als das Verb in den Plural zu setzen, weil das Subjekt im Plural ist? Der einzig richtige Plural für ein Verb wäre vielleicht der Iterativ, aber dieser hat eine andere Bedeutung.)

Kommen wir zurück auf die Dependenzgrammatik. Dieser Theorie steht ein großes Hindernis entgegen, welches das fundamentale Mißverständnis ans Licht bringt, auf dem sie beruht: eine Anzahl Ergänzungen, die von der Valenz des Verbs gefordert sind, werden in Wirklichkeit beiseite gelassen; und zwar nicht nur die Ergänzungen, die man als fakultativ bezeichnet, sondern auch die sogenannten „obligatorischen“ Ergänzungen. Dann sucht der Grammatiker (in diesem Fall H. Happ, sich anlehnend an vorhergehende Arbeiten, besonders die von W. Dressler) die Ursachen, die so viele Einschränkungen in bezug auf den Begriff der Valenz heraufbeschwören. Und er entdeckt, daß das anscheinend skandalöse Fehlen der „obligatorischen“ Ergänzungen mit präzisen, kontextbedingten Konditionen zusammenhängt. Somit wäre die Theorie gerettet; z.B. im vergleichenden Nebensatz gehen mehrere Größen verloren — eine bekannte Tatsache.

H. Happ stellt eine Liste der 17 kontextbedingten Situationen auf, welche die Ellipse einer obligatorischen Ergänzung erklären. Gegen die Liste wäre nichts einzuwenden, wenn er zu diesen sogenannten kontextbedingten Konditionen nicht den Gebrauch des Verbs als Infinitiv oder Gerundiv zählen würde. Ob aber nun z. B. ein Verb im Infinitiv und nicht im Indikativ steht, ist keine kontextbedingte Kondition, die von einem syntagmatischen Zusammenhang abhängt, sondern ein paradigmatisches Faktum, ohne Beziehung zum Kontext.

Dieser Punkt ist schwerwiegend. Wenn die Vertreter der Dependenzgrammatik die unpersönlichen Verbformen ausklammern, geben sie hiermit zu, daß alle ihre Analysen auf den persönlichen Formen beruhen, also auf Formen, die ein Subjekt voraussetzen oder sogar beinhalten. Mit anderen Worten, die Linguisten in der Nachfolge Tesnières entwickeln ihre Analysen nicht vom Ring allein eines Schlüsselbundes ausgehend, sondern vom Ring zusam-

men mit dem Schlüssel E 1, dem Subjekt. Hier liegt das Eingeständnis vor, daß es einen Satz nur von der fundamentalen Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat gibt. Aristoteles — Tesnière glaubte ihn vertrieben zu haben — sitzt versteckt im Kern der Dependenztheorie.

André Martinets funktionelle Syntax: A. Martinet gehört auch der Richtung des Prager Linguistenkreises an. Als Hauptvertreter der „funktionalistischen Schule“ hat er einen großen Einfluß ausgeübt (und er übt ihn noch immer aus), in Frankreich und in anderen Ländern. In meiner Analyse werde ich mich auf einige Arbeiten von André Martinet selbst berufen, auf den *Guide Linguistique*, dessen Ausarbeitung er geleitet hat, und auf solche einiger seiner Schüler, besonders M. Mahmoudian und F. François<sup>22</sup>).

In ihrer Syntax geht die funktionalistische Schule bekanntlich vom „minimalen Satz“ aus, den man durch Abstreichen der „Expansions“ (Erweiterungen) erhält.

So in Mahmoudians Beispiel: *Die Möwen kommen im Herbst an die Seeufer zurück* („Les mouettes reviennent en automne sur les bords du lac“) können *im Herbst* und *an die Seeufer* wegfallen, jedoch auf keinen Fall *die Möwen* oder *zurückkommen*. *Zurückkommen* wird „Prädikat“ genannt; es ist das zentrale Element, um welches die anderen kreisen. Die Satzfunktionen werden in bezug auf das Prädikat definiert; dieses hat jedoch keine Funktion.

Wir stellen fest, daß in diesem Punkt, nämlich dem hierarchischen Vorrang des Verbs, Martinet mit Tesnière übereinstimmt. Jedoch stoßen wir hier auf die gleichen Schwierigkeiten wie in der Dependenzgrammatik. Der prädikative Gebrauch, so sagt Martinet, ist nur möglich für ein Verb in persönlicher Form, d.h. für ein mit einem Subjekt verbundenes Verb. Das ist das gleiche Ausgangsprinzip wie bei Tesnière, aber in diesem Fall geschieht es ganz bewußt und ruft einiges Schwanken und gewisse unterschiedliche Auffassungen bei Martinets Schülern hervor. Wenn F. François erklärt, in dem Minimalsatz *Paul arbeitet* (*Paul travaille*) könne man weder

---

<sup>22</sup>) André Martinet, *Langue et fonction*, Paris 1969; *La Linguistique*, Guide alphabétique, unter Leitung von A. Martinet, Paris 1969. Deutsche Übersetzung = *Linguistik. Ein Handbuch*, aus dem Frz. übersetzt von J. Rehbein und S. Stelzer, mit einer bibliographischen Ergänzung von F. Tangermann. Stuttgart 1973.

Frédéric François, *La description linguistique* (in *Le Language*, Encyclopédie de la Pleiade, Paris 1968).

Mortéza Mahmoudian, *Pour enseigner le français*, Paris 1976.

*Paul* noch *arbeitet* allein gebrauchen, die beiden Größen befänden sich demnach in wechselseitiger Abhängigkeit, so hat er recht. Aber diese Behauptung ist nicht vereinbar mit der Anerkennung einer Vorrangstellung des Verbs, das abgesondert über den syntaktischen Funktionen thron und selbst keine Funktion ausübt<sup>23</sup>).

Um diesen Widerspruch abzuschwächen, versuchen die Funktionalisten die Rolle des Subjekts zu schmälern, zu entwerten. So sagen sie z. B., daß *Paul* eine andere Funktion ausüben kann als diejenige des Subjekts (*Ich sehe Paul, ich gehe mit Paul spazieren*). *Paul* ist also nicht als Subjekt spezialisiert. Natürlich nicht, aber dieser Beweis ist nicht gültig für den obengenannten Satz *Paul arbeitet*. Und stellt man nicht fest, daß in den anderen Sätzen die syntaktische Stellung des Subjekts immer besetzt ist?

Die berühmte grammatische Kongruenz, behaupten weiter die Funktionalisten, sei nur Redundanz, übrigens oft nicht akustisch wahrnehmbar. Einverstanden, aber warum muß man verkennen, daß diese Redundanz Subjekt und Verb vereinigt und nicht Verb und Objekt, wie in anderen Sprachen?

Ein weiteres Argument: Das Subjekt würde besser definiert werden als „privilegierter Aktualisator des verbalen Prädikats“<sup>24</sup>). Was soll das heißen? Die Aktualisation ist, um einen gebräuchlichen Ausdruck zu übernehmen, „die Verankerung in der Realität“. Dieses Aktualisator-Subjekt erlaubt es einem noch abstrakten Prädikat, seine Anwendung in einer bestimmten wirklichen Situation zu finden. Es besteht die Gefahr, daß man die Syntax verläßt und sich auf Gebiete wagt, die einer ziemlich subjektiven Einschätzung unterworfen sind. Ein Beispiel: *Des courses avaient lieu hier à Longchamp* „Pferderennen fanden gestern in Longchamp statt“. Das „abstrakte“ Prädikat *stattfinden* ist in einer konkreten Realität „verankert“ durch sein Aktualisator-Subjekt *Pferderennen*. Wahrscheinlich; aber diese Verankerung im Konkreten wird auch durch die Ergänzungen *gestern* und *in Longchamp* verwirklicht.

Nehmen wir ein Synonym: *On courait hier à Longchamp*. (Leider ist dies nicht ins Deutsche übersetzbar, jedoch im Französischen ganz geläufig.) Kann man hier behaupten, daß das abstrakte *courir* (rennen) „aktualisiert“, im Konkreten „verankert“ wird durch das Subjekt *on*?

Und welche Verankerung kann das Subjekt bewirken in *il pleut, es regnet*? Wir sehen nicht recht, welche Beziehung bestehen kann

<sup>23</sup>) Martinet, L. et F. 64; Mahmoudian 83.

<sup>24</sup>) Martinet, L. et F. 79; F. François 262; Mahmoudian 159.

zwischen der „Verankerung in der Realität“, einer subjektiven Einschätzung und einer wirklich syntaktischen Analyse. Im übrigen werden die syntaktischen Mängel des Funktionalismus sichtbar, wenn Mahmoudian das, was er das „Signifié der Subjekt-Funktion“ nennt, untersucht<sup>25</sup>). In gewissen Fällen, so M. Mahmoudian, sei dieses Signifié „Agens“ (*das Kind liest*); in anderen Fällen „Patiens“ (*das Kind leidet*); anderswo sei es schwer bestimmbar (*Der Motor läuft*). Hier sind wir mitten im Bereich des Lexikons, jedoch sehr weit entfernt von der Syntax, was ich in einem letzten Teil beweisen möchte.

Im Latein, wie auch im Französischen oder Deutschen, ist die Verbindung zwischen den Größen, die man Subjekt und Prädikat nennt, der Eckstein der syntaktischen Konstruktion des Satzes.

Nehmen wir einen Satz mit verbalem Prädikat: *Marcus currit*. Dies ist ein Satz, weil man sich nicht darauf beschränkt, *Marcus* und *currit* getrennt zu nennen, sondern man sie zueinander in Beziehung setzt. *Marcus* wird prädiziert durch eine „Lauf“-Vorstellung. Was sind die genauen Rollen der Endungen *-us* und *-t*? Sind sie einziger und notwendiger Träger der Subjekt-Verbindung?

Ich wage zu behaupten, daß sie nicht Träger der Verbindung sind, sondern diese nur unterstreichen. *-t* in *currit* gibt zu erkennen, daß das Verb nicht die Gesprächspersonen (ich, du) betrifft. *-us* in *Marcus*, im Zusammenhang mit einem Verb deutet an, daß *Marcus* wahrscheinlich Subjekt ist. Diese Endungen unterstreichen nur die Verbindung, sie sind nicht das notwendige Zeichen derselben; man kann in der Tat sagen: *Marcus currere*, ohne persönliche Endung. Andererseits drückt die Verbindung mit einem undeklinierbaren Nomen wie *Jakob currere* genau das gleiche aus wie *Marcus currere*. Zwischen den beiden endungslosen Größen *Jakob* und *currere* besteht die gleiche gegenseitig bedingte Verbindung wie zwischen *Marcus* und *currit*. Diese Relation, die man durch einen Pfeil mit doppelter Spitze symbolisieren könnte ( $S \leftrightarrow P$ ), stellt die „Subjekt-Funktion“ dar oder, aus umgekehrter Sicht, die „Prädikat-Funktion“. Von diesen beiden so verbundenen Größen aus, und nur von ihnen aus, kann die Architektur des Satzes aufgebaut werden. Aus diesem Grunde sprach ich oben von einem „Eckstein“.

Es ist wichtig klarzustellen, daß die Subjekt-Funktion (oder Prädikat-Funktion) sich auf diesen doppelten Pfeil zwischen den betroffenen Größen beschränkt. Ihr „signifié“ ist nur diese bipolare Verbindung. Wenn man das Subjekt als „Agens des Prozesses“

<sup>25</sup>) S. 77; 165 ff.

definiert, worauf beruft man sich? Zweifelsohne auf diese Verbindung zwischen *Marcus* und *currit*, z.B. Aber man zieht auch die Bedeutung von *currit* in Betracht, welche Aktivität impliziert. In eine Definition, die nur syntaktischer Natur sein dürfte, schaltet man also einen Faktor ein, der nicht syntaktisch, sondern lexikalisch ist. Die gleiche Analyse gilt für Sätze, in welchen das Subjekt als „Patiens“, „Empfänger“ usw. verstanden wird.

Es gibt viele Beweise dafür, daß die Subjekt-Funktion unabhängig von einer Nominativendung besteht. Man denke nur an Sätze, in welchen die Subjektstellung von einem Nebensatz mit *quod* eingenommen ist (*Multum ei detraxit quod alienae erat civitatis*). Denken wir besonders an den A. c. I. und den Ablativus absolutus. In diesen Wendungen, so wird behauptet, steht das Subjekt im Akkusativ oder Ablativ. *Dicunt Marcum currere*: sicherlich besteht zwischen dem Stamm *Marc-* und *currere* die gleiche Verbindung wie in *Marcus currit*. Nun aber ist das Subjekt im Akkusativ. Der Ursprung dieses Akkusativs ist umstritten — dies ist bekannt. Was mir klar zu sein scheint, ist, daß die Akkusativendung *-um* als Akkusativ nicht Träger der Subjekt-Funktion sein kann. Wie auch der Ablativ *hoste* in *hoste depulso* als Ablativ nicht Träger der gleichen Funktion sein kann. Die Verbindung wird also hier zwischen dem Stamm des Substantivs (*Marc-*, *host-*) und dem Prädikat hergestellt.

Es wäre interessant, die sog. Verbalendungen genauer zu untersuchen. Dies würde uns jedoch zu weit führen. Ich will mich darauf beschränken, an die Schlußfolgerungen einer bemerkenswerten Analyse zu erinnern, welche von Héléne Vairel<sup>26)</sup> vorgeschlagen wurde: die Personalendung hat einen nominalen syntaktischen Charakter; ihre Funktion besteht darin, Subjekt des Verbs zu sein. So hat in *valeō* die Endung *-ō* die Bedeutung „ich“ (= der Sprecher); syntaktisch ist *-ō* Subjekt von *vale-*<sup>27)</sup>.

---

<sup>26)</sup> Héléne Vairel, Le problème de la personne, in: *L'information grammaticale* 2, 1979, 39–46.

<sup>27)</sup> Die Analyse der Personalendungen des Gesprächsteilnehmers ist klar (*-o*, *-s*, *-mus*, *-tis*). Die dritte Person bietet einige Schwierigkeiten. Hier in einigen Worten unsere Erklärung:

1. In einer gegebenen Situation enthält ein Satz, der sich auf *valeat* beschränkt:

— ein Verbalprädikat *vale-*,

— ein Subjekt *-t*. Dieses ist syntaktisch in der Tat Subjekt von *vale-*, genau wie *-ō* in *valeō*. Semantisch weist es auf eine Person oder Sache, die der Gesprächspartner kennt, von der eben die Rede war, es ist somit anaphorisch.

Es ist also möglich, ein Paradigma der Größen aufzustellen, welche die Subjektstellung einnehmen können. Hier finden sich neben Substantiven im Nominativ (jedoch nicht alle Substantive im Nominativ, wie wir oben festgestellt haben)

- nominale Stämme (im A. c. I. und Abl. absol.);
- nominale Verbformen (der Infinitiv, unveränderliche Form);
- Nebensätze;
- und schließlich (es handelt sich hier um einen hohen Prozentsatz) die Personalendungen des Verbs.

Die Existenz dieses Paradigmas verschiedener, aber syntaktisch gleichwertiger Formen erlaubt uns, der Rolle und Bedeutung der Nominativendung besser gerecht zu werden.

Abschließend möchte ich noch einmal feststellen, daß die Analyse der Subjekt-Funktion oft von der nachsaussurianischen Linguistik vernachlässigt wird. Entweder wird die Syntax für die Semantik beiseite gelassen wie bei Hjelmslev und Fillmore, oder man gesteht dem Verb unverdienterweise eine dominante Stellung zu, wie Tesnière und Martinet. Ziemlich oft gerät man in die Fallen des Lexikons, indem man nichtsyntaktische Fakten berücksichtigt.

Nun aber ist der Satz — so Bloomfield nach Meillet — die syntaktische Makroeinheit; er besteht zuerst als geordnete Menge der syntaktischen Funktionen. Und unter diesen Funktionen ist die Subjekt-Funktion die wichtigste, die fundamentalste, die die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat absichert.

Ist es nun „Logik“, wenn man dies behauptet? Ich glaube nicht. Hier handelt es sich nicht um jene Logik, welche auf die Richtigkeit einer Beweisführung abzielt. Ob die Beweisführung irrig ist, ob das Urteil richtig oder falsch ist, es besteht trotz alledem die Subjekt-

---

2. Nehmen wir jetzt den Satz *Marcus valet*. Außer den Lexemen *Marc-* und *vale-* umfaßt er die Endungen *-us* und *-t*. Muß man hieraus mit De Groot schließen, daß *Marcus* in Apposition zu *-t* steht? Dies ist aus prosodischen Gründen unmöglich. Der Groot'schen Analyse würde folgender Wortlaut entsprechen: *Marcus, valet*, getrennt durch Komma. Wenn in *Marcus valet* *Marcus* Subjekt ist, so heißt das, daß *-t* seine syntaktische Rolle verloren hat. Es ist auch nicht mehr „anaphorique“. Seine nützliche Rolle beschränkt sich darauf anzuzeigen daß *valet* nicht die Gesprächspartner betrifft. Das Zeichen *-t* besitzt also sehr verschiedene Bedeutungsebenen.

3. Wenn wir diese Analyse fortsetzen, könnten wir ohne großen Aufwand die berühmten Impersonalia erklären, wie *pluit*. Die Endung hat überhaupt keinen semantischen Inhalt, sie erfüllt keine syntaktische Funktion. Sie zeigt nur an, daß der Prozeß sich außerhalb der Sphäre der Gesprächspartner vollzieht.

Prädikat-Verbindung. Andernfalls müßten die Dichter sich damit begnügen, alltägliche Plattheiten vorzubringen; und in ihren Spielen könnten die Kinder nicht sagen:

‘Pigeon . . . vole’ ‘Taube . . . flieg!’

‘Eléphant . . . vole’ ‘Elefant . . . flieg!’

Warum, wird man jetzt einwerfen, konnte diese linguistische Implikation, fern von jeder „Logiker-Logik“, niemals genauer definiert werden?

Vielleicht ist diese Fähigkeit, zwei miteinander verbundene Vorstellungen auszudrücken, also einen Satz zu bilden, nicht eine logische, sondern eine psychologische Befähigung des Menschen. Sie überschreitet also den Bereich der Grammatik, sie entzieht sich ihren Forschungen, sie erreicht Gebiete, die der Psychologie, der Psycholinguistik angehören. Nur der Fortschritt dieser Wissenschaft könnte also Klarheit schaffen über Phänomene, deren Effekte der Grammatiker nur feststellen kann.

### L’iscrizione paleolatina di Satricum

Di VITTORE PISANI. Milano

Nel volume *Archeologia Laziale*. — Incontri di studio del Comitato per l’Archeologia Nazionale (Consiglio Nazionale delle Ricerche, 1978) Conrad Michael Stibbe dà notizia (p. 58s.) di una iscrizione su pietra nel tempio di Mater Matuta (del VI–V secolo) trovata a Satricum durante gli scavi dell’Istituto Olandese di Roma, e nello stesso volume Carlo de Simone scrive (p. 95–97) un breve articolo *A proposito della nuova iscrizione latina arcaica di Satricum*. Nella tavola XXIV, 2 troviamo una fotografia, la quale conferma la lettura autoptica data dal de Simone, e cioè:

ieisteteraipopliosioualesiosio  
suodalesmamartei

ove al massimo si può nutrire qualche incertezza circa l’*i* iniziale, a metà scomparso nella rottura della pietra; naturalmente trascriviamo *ualesiosio* con lo stesso *u* che si legge in *suodales*, mentre il de Simone scrive *valesiosio*.